Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 21

Artikel: Goethe, heute wie gestern
Autor: G.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671960

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von nun an hieß es nur das Röseli, auch bei den Schülern. Es kam fast jeden Morgen früh genug in die Schule, hatte die Aufgaben so gut wie möglich gemacht, strengte sich ein wenig an im Unterricht und wollte ein liebes sein. Die Fortschritte waren bescheiden; aber ich sah jetzt wenigstens den guten Willen, und das war für mich vorläufig die Hauptsache. Oft durfte mir Röseli auch Botengänge machen, und dann erhielt es hin und wieder einen Zehner oder Zwanziger.

Nun trug es sich aber zu, daß das Mädchen umziehen mußte und im Nachbardorf zu einem Bauer kam. Das reute mich einesteils; denn jetzt mußte ich das Kind fortziehen lassen, bevor ich überhaupt meine Arbeit richtig begonnen hatte, andererseits aber freute es mich für Röseli, daß es nun zu einem sehr geschickten Kollegen von mir in die Schule kam und dazu noch ein sauberes und freundliches Heim erhielt.

Am letzten Schultag kam Röseli mit strahlenden, großen Augen auf mich zu und überreichte mir ein Paketchen.

„Ja, was soll das bedeuten?"

„Das ist ein Geschenk, für Euch."

„Ein Geschenk, für mich?"

Ich öffnete das Paketchen und grub aus drei oder vier zerknitterten Zeitungen ein dünnes, broschiertes Büchlein hervor, einen Kriminalroman. Das Mädchen hatte die paar Batzen, die es für seine Botengänge von mir erhalten hatte, dazu verwendet, um mir in der Papierhandlung einen Kriminalroman zu kaufen. Du lieber Himmel! Aber Röseli meinte es gut und aufrichtig mit seinem Geschenk, und das freute mich von Herzen. Strahlend stand das Kind vor mir in seinem roten Röcklein, wie ein kleines, lieblich aufblühendes Hagröschen und schaute mich mit großen, dankbaren Augen an. Das Schönste von allem, das ich nie vergessen werde, waren diese Augen, diese großen, leuchtenden Kinderaugen — vom Röseli.*

* Die kleine Geschichte ist kürzlich erschienen in dem Bändchen: Kinder erleben die Welt (Dorfgeschichten). Verlag der Evangel. Gesellschaft, St. Gallen.

's isch öppis do...

Bim tränke nit am Brunne gsi.
E paar Tag nümm cho d' Eier neh.
Dy Webstuel scho ne Cheri still...
Was het's do gee?

Bi us und y und stundelang
durs Holz und über d' Matte glöitscht.
's isch öppis do, das het mi packt
und ummepeutscht...

Jez hang i a dym Gartehag,
zermürset und verwirt...
Dys Pfäischter gluurt as wie nes Aug,
wo glesig wird...

Traugott Meyer.

Goethe, heute wie gestern.

Daß die Gedanken und Aussprüche unserer großen Geister in der Regel nicht nur für eine bestimmte Zeit, sondern für weite Zeiträume Gültigkeit haben und den Menschen noch nach Jahrhunderten als Wegweiser, als Lichter auf der Lebenswanderung zu dienen geeignet sind, beweisen unter anderem die folgenden Stellen aus Goethes Gesprächen mit Eckermann: „Es geht uns alten Europäern mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemütlich und wahr zu sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein, zu genießen. Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Geschlecht zu Geschlecht. Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eignen vermehrt, unsern Nachkommen.

Es ist verwunderlich, wie leicht man zur öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Fünfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber ich sollte deswegen kein Freund des Volkes sein? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders? Sie (zu Eckermann) wissen, wie sehr ich mich für jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte, ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß.

Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele kommen als wir denken und wünschen; immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall dazwischen- und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärtsgeht, aber sehr langsam. Leben Sie nur fort, und Sie werden schon finden, daß ich recht habe. Laßt die Menschheit dauern, so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entwickle. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und tatkräftiger nicht, oder doch nur auf Epochen. Ich sehe die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr hat und er abermals alles zusammenschlagen muß, zu einer verjüngten Schöpfung. Ich bin gewiß, es ist alles danach angelegt und es steht in der fernen Zukunft schon Zeit und Stunde fest, wann diese Verjüngungsepoche eintritt. Aber bis dahin hat es sicher noch gute Weile, und wir können noch Jahrtausende und aber Jahrtausende auf dieser lieben, alten Fläche, wie sie ist, allerlei Spaß haben.

„Mir scheint", sagte Eckermann, „die Lehre der Saint-Simonisten gehe dahin, daß jeder für das Glück des Ganzen arbeiten solle, als unerläßliche Bedingung seines eigenen Glückes."

„Ich dächte", erwiderte Goethe, „jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Übrigens erscheint jene Lehre mir durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als Einzelner seine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen. Ich habe in meinem Berufe als Schriftsteller nie gefragt: was will die große Masse, und wie nütze ich dem Ganzen? Sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen, was ich als gut und wahr erkannt hatte. Dieses hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber dies war nicht Zweck, sondern ganz notwendige Folge, wie sie bei allen Wirkungen natürlicher Kräfte stattfindet.

Im Grunde sind wir alle kollektive Wesen, wir mögen umstellen, wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen. Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eignen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eignen Genie zu danken zu haben. Die Narren! — Was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern höhern Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe

oder von andern, ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig.

„Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen," fuhr Goethe fort, „ist für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu tun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser!"

G. B.

Die Arbeit des Landwirtes.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes schreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verständigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menschen stark, gesund und gut macht, das ist dem Landwirt zuteil geworden. Sein Leben ist ein unaufhörlicher Kampf, ein endloser Sieg. Ihm stählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er ist der Priester, der Beständigkeit, Zucht und Sitte, die ersten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Tätigkeiten veralten, die seine ist so ewig wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menschen in enge Mauern einschließt, in die Tiefen der Erde oder zwischen die Holzplanken des Schiffes, sein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel und unten den festen Grund. Ihm wird die höchste Freude des Schaffens, denn was sein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Tier, das wächst unter seiner Hand zu eigenem frohem Leben auf. Auch dem Städter ist die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Wiese, das galoppierende Füllen, Waldesgrün und Wiesenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, stolzer, edler ist das Behagen eines Mannes, der mit dem Bewußtsein über die Flur schreitet: dies alles ist mein, meine Kraft erschuf es und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müheloſem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft sich ein Wunsch, an jeden Eindruck ein Vorsatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck; denn alles, das fruchtbare Feld, das Tier und der Mensch, soll Neues schaffen nach seinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit ist sein Genuß und in diesem Genusse wächst seine Kraft. So lebt der Mann, welcher selbst der arbeitsame Wirt seines Gutes ist.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehrere Menschenalter ein starker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt worden ist. Die Pflugschar greift tief in den gereinigten Boden; anspruchsvolle Kulturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht; auf den Stengeln bräunen sich große Dolden und körnerreiche Schoten und unten in der Erde rundet sich mächtig die fleischige Wurzel.

Dann kommt die Zeit, wo sich kunstvolle Industrie auf den Ackerschollen ansiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Gestalten der Maschinen nach dem Wirtschaftshof. Eine edle Industrie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder diese Kraft. Neben dem ländlichen Taglöhner baut ein neues Geschlecht arbeitsamer Menschen seine Hütten auf dem Ackerboden, in jeder Abstufung von Wissen und Bildung; allen kann er gerecht, allen zum Heil werden. In starker Zunahme wächst die Kraft seiner Landschaft, der Wert des Bodens steigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauern aus dem Geleise alter Gewohnheit. Der schlechte Feldweg wird zur Straße, der sumpfige Graben zum Kanal. Zwischen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang; auf wüsten Stellen erheben sich die Dächer neuer Wohnungen. Der Briefbote, der sonst nur zweimal in der Woche seine Ledertasche durch die Fluren trug, erscheint jetzt alle Tage, sein Ranzen ist schwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimat zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch und erzählt ihr eilig, wie lang ihm sonst der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindische Base jedes Fortschrittes. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen, zwischen den Bauernhöfen stellt der kleine Kaufmann seinen Kram auf, er legt seine Zitronen in das Schaufenster, den Tabak in schönen Paketen und lockende Flaschen mit silbernen Zetteln. Und die Lehrer kla-